

James Baldwin:
Nachbemerkungen zur
Neuübersetzung

von Miriam Mandelkow

INHALTSVERZEICHNIS

»We don't serve Negroes here.« Nachdenken über einen Satz und seine Übersetzung. Nachbemerkung zu <i>Von einem Sohn dieses Landes</i>	5
Das N-Wort und seine Übersetzung. Nachbemerkung zu <i>Nach der Flut das Feuer</i>	13

»WE DON'T SERVE NEGROES HERE.« NACHDENKEN ÜBER EINEN SATZ UND SEINE ÜBERSETZUNG

Mitte der Vierzigerjahre wird der junge James Baldwin in New Jerseys Lokalen immer wieder mit einem Satz abgespeist: »We don't serve Negroes here.« So oft bekommt er ihn zu hören, dass er schließlich mit einem Wasserkrug nach einer Kellnerin wirft, die den Satz – ängstlich und geradezu entschuldigend – formelhaft wiederholt. Gerade die Formelhaftigkeit¹ sei es gewesen, gepaart mit der Angst der Kellnerin, schreibt Baldwin in seinem Titelessay »Von einem Sohn dieses Landes«, die zu diesem für ihn lebensgefährlichen Kurzschluss geführt habe.

Die Gestaltung des Satzes im Deutschen wirft Fragen auf, die bei der Übersetzung von »Negro« anfangen, aber eben-

1 Ein derart zur Formel erstarrter Satz erleichtert es denen, die ihn benutzen, die Verantwortung für ihr Sagen und Tun abzugeben an eine gleichsam höhere, sprachlich zementierte Macht.

so Satzbau, Pronomina und Adverbien betreffen, nicht minder politisch relevante Bestandteile der Stimme(n) eines Textes.

In der Erstübertragung des Essays von 1963 durch Leonharda Gescher-Ringelnetz unter dem Titel »Aufzeichnungen eines Eingeborenen« lautet der Satz: »Neger werden hier nicht bedient«. ² Bis in die Achtzigerjahre hinein galten »Negro« und »Neger« im deutschen Sprachraum weitgehend als Entsprechungen, ³ insofern scheint die Übersetzung im Sinne der angestrebten Wirkungsäquivalenz nah an Baldwins Text. Und heute erst recht: Immerhin geht es in der geschilderten Szene um eine rassistische Zuschreibung – da läge es doch auf der Hand, auch für die Neuübersetzung das im heutigen Bewusstsein noch eindeutiger rassistisch konnotierte deutsche N-Wort zu verwenden. Aber was Baldwin von der Kellnerin zu hören bekommt, ist die Benennung, die er auch für sich selbst verwendet – der in den Fünfzigerjahren, zur Entstehungszeit seiner Essays, gängige Begriff, mit dem Schwarze Menschen in den USA sich selbst bezeichneten und bezeichnet wurden.

»Negro« erzählt die Geschichte Amerikas. Das Wort ist aufgeladen mit der Erfahrung von Versklavung, Diskriminierung und Gewalt, zugleich mit Widerständigkeit und Stolz und, immens wichtig in Baldwins Gesellschaftsanalysen, mit amerikanischer Identität. Dafür gibt es im Deutschen kein Wort. ⁴

2 James Baldwin (1955, 1961): *Schwarz und Weiß oder Was es heißt, ein Amerikaner zu sein*. Reinbek: Rowohlt 1963, S. 20

3 Vgl. auch meine Nachbemerkung zum N-Wort und seiner Übersetzung in James Baldwin (1963): *Nach der Flut das Feuer. The Fire Next Time*, München: dtv 2019, S. 115–118

4 Die 1929 in Berlin gegründete »Liga zur Verteidigung der Negerrasse« oder das 1930 in Hamburg gegründete »Internationale Gewerkschaftskomitee

Immer öfter entscheiden sich Übersetzer:innen daher, das englische »Negro«⁵ in den deutschen Text zu übernehmen – eine je nach Genre und Kontext einleuchtende Entscheidung, die aber auch eine Fremdheit oder Exotisierung bewirken kann, die im Original fehlt. »Negroes werden hier nicht bedient« schafft eine Distanz, die das Geschilderte zu einer rein amerikanischen Angelegenheit macht. Natürlich ist die Verortung nicht falsch, nur steuert nun mal jede übersetzerische Entscheidung auch den Bezug zu den gesellschaftlichen Verhältnissen, in die hinein übersetzt wird. Zu bedenken ist allerdings auch der zweite Aspekt der Distanzierung: Mit dem englischen Wort im deutschen Satz würde impliziert, die so Bezeichneten seien eben doch Fremdkörper.

Auch das englische »race« wird immer öfter im deutschsprachigen Diskurs verwendet. Während »Rasse« so konnotiert ist, dass es die Existenz von Menschenrassen behauptet, und darüber hinaus die spezifische Vergangenheit des Nationalsozialismus in sich trägt, weiß das englische »race« um die ideologische Konstruiertheit der Vorstellung von Menschenrassen und hat sich zu einem emanzipatorischen Begriff entwickelt, der heute auch im deutschen Sprachraum Verwendung findet. Für die Übersetzung einer Stimme aus

der Negerarbeiter« – internationale Organisationen, die bzw. deren deutsche Sektion Anfang der Dreißigerjahre aufgelöst wurden, belegen, dass »Neger« zumindest kurzzeitig im deutschen Sprachraum als Selbstbezeichnung existierte, was aber nichts daran ändert, dass das Wort eine andere Geschichte erzählt und überwiegend ein Sprechen über andere evoziert, nicht über sich selbst.

- 5 Zumeist in älteren Texten, denn »Negro« wurde im Lauf der Sechzigerjahre im Zuge der Bürgerrechtsbewegung von »black« weitgehend abgelöst; andere Benennungen wie »colored«, »Afro-American«, »African American« oder »people of color« waren erst später auf- bzw. vorübergehend außer Gebrauch gekommen.

den 1950er-Jahren sind aber sowohl »Rasse« als auch »Race« problematisch – Ersteres würde Baldwin jene rassistische Kategorisierung in den Mund legen, gegen die er sich wendet, Letzteres würde ihn in einen sprachpolitischen Diskurs betten, der vieles von dem, was er schreibt und wie er es schreibt, anachronistisch erscheinen ließe. Hier muss von Fall zu Fall entschieden werden. Bei Komposita können sich durch die Wortpaarung Perspektive und begriffsgeschichtlicher Kontext verschieben – »Rassenunruhen« diffamiert diejenigen, die protestieren, »Rassentrennung« prangert eher diejenigen an, die diskriminieren.

Derzeit gibt es im deutschsprachigen Raum keine begriffliche Alternative zu »Race«, das indes nie gleichbedeutend sein wird mit »race« im englischsprachigen Kontext. Die Vermeidung des Wortes »Rasse« sowie sein gesamter historischer Kontext schwingen zwangsläufig mit – ein, ob wir wollen oder nicht, neben dem vielbeschworenen Verlust beim Übersetzen unausweichlicher Gewinn: Zwei Hallräume vereinen sich zu einem dritten.

Was »Negro« angeht, so habe ich hier wie schon in anderen⁶ Neuübersetzungen von Baldwins Werken den zweiten vom Autor verwendeten Begriff zugrunde gelegt und sowohl »black« als auch »Negro« mit »schwarz«⁷ übersetzt – keine »Lösung«, sondern eine Entscheidung mit wieder anderen Folgen für Gewichtung und Ton, denn der Wandel von »Negro« zum aktivistischen »black« im Zuge der Bürgerrechts-

6 Im Roman *If Beale Street Could Talk* (1974) taucht das Wort »Negro« nicht mehr auf.

7 Um zu signalisieren, dass Baldwin feststehende Begriffe wie *The Negro problem* oder *The New Negro* aufgreift, habe ich in wenigen Fällen das Englische übernommen.

bewegung der Sechzigerjahre hatte sich noch nicht vollzogen, als Baldwin *Notes of a Native Son* schrieb.⁸ Auch ruft »schwarz« nicht im selben Maße die spezifisch amerikanische Erfahrung auf und ist stärker auf Kontext angewiesen, dafür schwächer markiert und gerade deshalb näher an Baldwins Stimme.

Die Stimme in Baldwins Essays sagt »ich«, »wir«, »er« – und meint in allen Fällen sich selbst. Manchmal. Die Pronomina sind schillernd und dann wieder gestochen scharf, das Wir ist nicht hermetisch, das Ich zuweilen universell, das Er mal als generisches Maskulinum zu lesen und mal ausschließlich männlich.⁹ Hin und wieder bemächtigt sich Baldwin eines weißen Mehrheits-Wir, das über »den schwarzen Amerikaner« nachdenkt – zugleich polemische Aneignung und Aufforderung zum Perspektivwechsel. Und manchmal ist das Wir ein verbindendes, verbindliches, längst noch nicht erreichtes amerikanisches Wir.

»We don't serve Negroes here.« Das hier postulierte Wir verkörpert die Pathologie des weißen Amerika und der weißen Welt – die Gegenbilder konstruiert, um sich selbst als weiß definieren zu können. Ein kleines Wort also von zentraler Bedeutung – das allerdings in der Übersetzung den Ton entscheidend verändern würde. »Wir bedienen hier keine Schwarzen.« Viel stärker als das Englische drückt das Deutsche Restriktionen, Verbote und Befehle passivisch aus, un-

8 In seinem Vorwort zur Neuauflage von 1984 taucht das Wort »Negro« nicht mehr auf, und »Black« wird nun groß geschrieben – der Großschreibung folge ich im Deutschen, um den Wandel deutlich zu machen; in den ursprünglichen Essays bleibt das Adjektiv klein.

9 Entsprechend wird aus dem generischen Maskulinum im Deutschen häufiger ein Plural, aber gegendert wird nicht, das entspräche nicht Baldwins entschiedener Konzentration auf die männliche Erfahrung.

terschlägt so das Subjekt des Handelns und lässt die Handlung als naturgegeben und unabwendbar erscheinen.¹⁰ Ein Abweichen von dieser Konvention lässt aufmerken: Hier übernimmt ein Subjekt Verantwortung. Aber vielleicht tritt die perfide Selbstverständlichkeit dadurch umso stärker hervor? Andererseits verliert der Satz so seine Formelhaftigkeit. Mit »Schwarze werden bei uns nicht bedient« würde ein Wir erhalten, jedoch ein ebenso wichtiges Wort ersetzt, nämlich »hier«: Hier in diesem Lokal? Hier in Amerika? Baldwin selbst verweist ja in der Passage auf diese Fragen – mit dem Titel des Kinofilms, aus dem sein Freund und er gerade kommen (*Dies ist mein Land*), und dem Namen des Lokals, in das sie anschließend gehen (»American Diner«). Und in dem Hier steckt natürlich auch ein Wir.

Die Übersetzungsmöglichkeiten sind noch lange nicht ausgeschöpft,¹¹ die Gespräche rund um diesen exemplarischen Satz gehen weiter.¹² Mein besonderer Dank gilt Mithu Sanyal und René Aguigah, die sich die Zeit genommen haben, mit mir nicht nur über weitere Textstellen in diesem Band zu sprechen und durch ihre Lesarten zu verrücken, sondern

10 In beiden Sprachen sind beide Varianten möglich und grammatisch korrekt, aber in unterschiedlichem Maße gebräuchlich; es geht um Sprachkonventionen und ihre entsprechende Wirkung.

11 Unter anderem jene noch viel verknappten, elliptischeren, die der bei der Übertragung ins Deutsche unvermeidlichen Assoziation an »Juden unerwünscht« näherkommen. Zudem sind einige Aspekte des englischen Satzes noch nicht mal angeklungen, z.B. die Mehrdeutigkeit von »serve« im Sinne von »dienen« und »bedienen« – und im Sinne von »servieren«, was Muhammad Ali bewog, wie er 1971 in einem BBC-Interview erzählte, einer Kellnerin auf ihren Hinweis »We don't serve Negroes« zu antworten: »I don't eat them either, give me a cup of coffee and a hamburger.«

12 Dank an die Wittmoldter Seminarrunde: Bettina Bach, Ebba Drolshagen, Karen Nölle, Olga Radetzkaja, Luis Ruby und Sophie Zeitz; Dank an meine Lektorin Stefanie Viereck – und an Annette Kopetzki, Eva Profousová und Claudia Steinitz!

auch über den Umgang mit weiteren N-Wort-Passagen. Ich habe mich dafür entschieden, die N-Wörter¹⁵ auch in der Übersetzung auszuschreiben – weil es an den Stellen, an denen Baldwin sie verwendet, um deren Brutalität geht, die im Deutschen spürbar zu machen ich als meine Aufgabe betrachtete, und weil ich als Übersetzerin andernfalls das Gefühl hätte, abzumildern oder gar zu zensieren. Das, so hat mir unser Gespräch noch einmal deutlich vor Augen geführt, ist aber nur eine Sichtweise: Auch ein schwarzer Balken kann brutal wirken, und selbst das Gefühl von Zensur ist nicht zwangsläufig, sondern wiederum eine Entscheidung.

15 In »Stranger in the Village« werden die deutsche und die englische Variante einander gegenübergestellt: »There is a dreadful abyss between the streets of this village and the streets of the city in which I was born, between the children who shout *Neger!* today and those who shouted *Nigger!* yesterday – the abyss is experience, the American experience.« James Baldwin (1955), *Notes of a Native Son*. New York: Beacon Press 2012, S. 172

Das N-Wort und seine Übersetzung

Die Neuübersetzung von *The Fire Next Time*, James Baldwins noch immer aufwühlend aktuellen Texten über Rassismus und Identität, fordert ein Nachdenken über unseren heutigen Umgang mit dem N-Wort. Selbstverständlich übersetzte Hans Georg Heepe 1964, ein Jahr nach Erscheinen der amerikanischen Originalausgabe, »Negro« noch mit »Neger«, dem damals gängigen und nicht als diskriminierend empfundenen Begriff für Schwarze. Aber stimmt das? Selbstverständlich? Von wem nicht als diskriminierend empfunden? War das Wort damals wirklich wertfrei – war es das jemals? Und: Wenn doch James Baldwin selbst mindestens einmal pro Seite das N-Wort benutzt, darf man es dann in einer Übersetzung unterschlagen? Wäre das nicht falsch verstandene politische Korrektheit? Bevormundung? Mutwillige Verfälschung?

Das sind nur einige der Fragen, die die Übersetzung dieses Wortes begleitet haben. Und die entscheidende war noch gar nicht dabei: Sind »Negro« und »Neger« überhaupt be-

deutungsgleich? Etymologisch schon – gern wird in Diskussionen, beispielsweise über den Umgang mit dem N-Wort in Kinderbuchklassikern, auf dessen lateinischen Ursprung verwiesen, um seine wesenhafte Unschuld zu betonen («*niger* heißt doch nur schwarz») –, doch die Bedeutung und die Wirkmacht eines Wortes entstehen nicht durch seine linguistische Herkunft, sondern durch Sprachgemeinschaften, die wiederum Konventionen schaffen. Trotz seiner kolonialrassistischen Herkunft ist das N-Wort eine Zeit lang nicht als abwertender Begriff wahrgenommen und verwendet worden, das gilt für die USA ebenso wie für den deutschsprachigen Raum. Während »Negro« jedoch Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts zunehmend zur Selbstbenennung Schwarzer Amerikaner wurde,¹⁴ bezeichnete »Neger« aus naheliegenden Gründen immer nur den Anderen. Es war ein Wort von Weißen für Schwarze, das zwar auch einem deutlichen Wandel unterlag, aber eine Fremdbezeichnung blieb.

Wozu überhaupt die lange Diskussion über einen Begriff, den sowieso keiner lesen will? 2019 reagieren wir nun mal anders auf das N-Wort als 1963, und Baldwin zielte gewiss nicht darauf, seine Leser mindestens einmal pro Seite zusammensucken zu lassen. Das sollte doch reichen, um das Wort nicht zu benutzen. Aber mit Tabus kommen wir beim Übersetzen nicht weiter – entscheidend ist immer auch der Kontext. Rassistische

14 Im deutschsprachigen Raum gelten seit den 1980er-Jahren, in denen die ersten Vereine ADEFRA (Schwarze Frauen in Deutschland) und ISD (Initiative Schwarzer Menschen in Deutschland) entstanden und mit ihnen das Bewusstsein einer Schwarzen Community, die Begriffe Afrodeutsche und Schwarze Deutsche als Selbstbezeichnungen. Dass es bis zu diesem Zeitpunkt an Möglichkeiten der Selbstbenennung fehlte, zeigt zum Beispiel die Autobiografie des 1925 in Berlin geborenen Theodor Michael, *Deutsch sein und schwarz dazu: Erinnerungen eines Afro-Deutschen* (München: dtv 2013): Er nennt alle Schwarzen, egal welcher Herkunft, »Landsleute«.

Rhetorik in der Figurenrede beispielsweise darf nicht wegübersetzt werden, geschont würde damit nur der Erkenntnisprozess; in diesem Sinne kommen wir bei Baldwin um »Nigger« nicht herum, ein rassistisches Schimpfwort, das in beiden hier vorliegenden Texten Zitatcharakter hat und vom Autor als psychischer Defekt der Weißen bloßgelegt wird. Die Frage ist immer: Wer spricht? Was motiviert die Wortwahl? Auch »Negro« hat an einigen Stellen des Buches Zitatcharakter, als Zuschreibung von außen, zumeist aber ist es eine Selbstbezeichnung. Baldwin im Deutschen von sich selbst als »Neger« sprechen zu lassen, passt durchaus – in einem polemischen Kontext (man denke an den Dokumentarfilm *I Am Not Your Negro*). Ansonsten aber trennt das Wort, das stets – egal, wie abfällig oder respektvoll – mit dem Finger auf den Fremden zeigt, den Sprecher von sich selbst, und der gesamte Text bekommt eine andere Stimme. Deshalb habe ich mich entschieden, meiner Übersetzung Baldwins zweite häufig verwendete Selbstbezeichnung »black« zugrunde zu legen und »Negro« wie »black« mit »Schwarz« zu übersetzen. Was neue Fragen aufwirft.

Baldwin schreibt mal »Negro«, mal »black« (andere Selbstbenennungen wie »colored«, »Afro-American«, »African American« und »people of color«¹⁵ waren erst später auf- bzw. vorübergehend außer Gebrauch gekommen), und über weite Strecken sind die Begriffe bei ihm austauschbar. Zugleich aber ist »Negro« aufgeladen mit der amerikanischen Geschichte,

15 Da diese Begrifflichkeiten bei Baldwin nicht vorkommen, finden sie auch keine Entsprechung in der Übersetzung; dasselbe gilt für die heute übliche Großschreibung des Adjektivs »Schwarz«, die darauf hinweist, dass es sich bei dieser Zuschreibung um ein politisches Konstrukt handelt, oder die Schreibweise N****. Hätte Baldwin sich in einem gesellschaftlichen Kontext bewegt, in dem diese Diskussionen um den Sprachgebrauch geführt werden, hätte er insgesamt anders geschrieben. Das gilt im Übrigen auch für Genderfragen.

mit Sklaverei, Rassentrennung, Gewalt und Diskriminierung – und Stolz. Was das Wort erzählt, lässt sich mit keinem anderen Wort ausdrücken, entsprechend schreibt Baldwin, in keinem anderen Land der Welt gebe es »Negroes«. Mit dem Verzicht auf das Wort,¹⁶ schrieb W. E. B. Du Bois Ende der 1920er-Jahre in einem Brief, verzichte man auch darauf, die geistigen Ideale, den inneren Zusammenhalt und das Vorwärtstreben der Afroamerikaner hervorzuheben, ihr kostbarstes Erbe. Zusätzlich zur Etikettierung durch das weiße Amerika waren es solche Positionen, die, wie von Baldwin in *Nach der Flut das Feuer* ausführlich geschildert, Malcolm X und die Nation of Islam veranlassten, nur noch vom »so-called American Negro« zu sprechen – und schließlich »Negro« durch »black« zu ersetzen. Um diesen historischen Wandel und die politischen Auseinandersetzungen auch begrifflich nachvollziehbar zu machen, habe ich an einigen Stellen »Negro« im Original übernommen.

Die Fragen kommen dadurch nicht zur Ruhe. In einer Rede vor Schülern einer Highschool im kalifornischen Oakland sagte Baldwin 1963: »Wie ich euch nenne,¹⁷ sagt nichts über euch aus oder nur ganz selten; wie ich euch nenne, sagt aber alles über mich.« Ins rhetorische Gerüst des Rassismus, das James Baldwin wie kaum ein anderer so scharf angesägt hat, passen keine stabilen Lösungen – wie es auch beim Übersetzen keine Lösungen gibt, nur Entscheidungen. Die aber tragen hoffentlich zum Unbehagen bei.

16 W. E. B. Du Bois, »The Name »Negro«, *The Crisis* (März 1928), S. 96–97.

17 Zitiert nach Davis W. Houck, »»Who's the Nigger Now?«: Rhetoric and Identity in James Baldwin's *Revolution from Within*.« *James Baldwin Review* (Oktober 2017), 110–130, S. 119.